

Mercè Rodoreda

Aloma

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1056 der Bibliothek Suhrkamp

Aloma ist der Name eines jungen Mädchens, das ernst und streng ist mit sich selbst, sensibel im Umgang mit anderen. Alomas Eintritt ins Leben ist durch Verluste gekennzeichnet: ihre Eltern sind tot, der eine Bruder hat Selbstmord begangen. Die junge Frau lebt mit ihrem älteren Bruder, dessen Frau Anna und dem kleinen Sohn des Ehepaars im elterlichen Haus. Die Verhältnisse sind eng, ebenso bedrückend wie die Atmosphäre im Barcelona der Vorkriegsjahre. In diesem Leben bedeutet der Besuch von Annas nach Südamerika ausgewandertem Bruder Abwechslung. Für Aloma ist es die erste, folgenschwere Liebe. Sie wird sich bewußt, daß das Leben seine Opfer unter jenen sucht, die ihm am offensten gegenüberstehen und weniger egoistisch sind als andere. Zurück bleibt schließlich ein Mensch, der, das ungeborene Leben in sich, einer ungewissen Zukunft ausgesetzt ist.

Mercè Rodoreda  
Aloma

Roman

Aus dem Katalanischen übersetzt  
und mit einem Nachwort versehen  
von Angelika Maass

Suhrkamp Verlag

Die katalanische Originalausgabe wurde 1938 unter dem Titel *Aloma* von der Institució de les Lletres Catalanes in Barcelona veröffentlicht.  
Die überarbeitete Fassung des Romans erschien erstmals 1969.  
© Institut d'Estudis Catalans, 1985

Erste Auflage 2018  
Suhrkamp Verlag Berlin  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1991  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Umschlag: Willy Fleckhaus  
Satz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-24190-5

Meinen Eltern



Doch mir erscheint alles in seiner  
größten und widerwärtigsten Gestalt.

*Tolstoi, Anna Karenina*

»Wie mich die Liebe ekelt!«

Den ganzen Nachmittag hatte sie an jene arme Katze gedacht und warf nun unwillkürlich das Gartentor mit einem Schlag zu. Zuoberst, zwischen Ringen und Schnörkeln aus Eisen, von dem die Farbe abblätterte, war, schief und von Rost überzogen, eine Jahreszahl zu erkennen: 1886. Sie hatten das Tor vor ein paar Jahren zum Preis von Alteisen gekauft, beim Abbruch einer wegen der Stadterweiterung enteigneten Liegenschaft. Das Haus sah gleich vornehmer aus. Und der Garten auch. Vorher hatte er ein kleines Holztor gehabt, und wenn jemand Großgewachsenes hinein wollte, mußte er sich ein wenig bücken.

Das Gitter war breiter und ließ mehr Luft durch, was die Bäume zu spüren schienen. Der Orangenbaum mit seinen gallenbitteren Orangen hatte grünere Blätter. Die Rosenstöcke trugen mehr Rosen. Es war schade, daß nie jemand durch diese Straße kam. Zwei Gärten weiter hinten endete sie an einer hohen Mauer, der Wind bewegte kaum das Gras, das unter den Steinen hervorwuchs, und es war so still und ruhig, als ob jeden Tag Sonntag wäre.

Sie hieß Aloma, weil ein Onkel ihrer Mutter es so gewünscht hatte. Er war ein seltsamer Mann, der von allen geachtet wurde und der ganz plötzlich, immer in seinen vier Wänden, eine Decke über den Knien, alt geworden war.

Nach dem Abendessen las er Llull. Saß gemütlich in seinem Sessel, während seine Freunde, die ihn an zwei Abenden der Woche besuchten, Schach spielten. Er spielte nie. Er las: *Alle Eigenschaften, welche Evast sich für sein Weib wünschte, fanden sich in Aloma, und jene, welche nach seinem Willen ein Weib für Evast suchten, wurden der guten Sitten Alomas versichert.*

Als sie, nach Beendigung der Tauffeier, die Kirche verließen, sagte er:

»Ich habe die Paten machen lassen, was sie wollten, und das Kind heißt Àngela, Rosa und Maria; ich werde es immer Aloma nennen. Das ist ein hübscher Name, und ein Mädchen braucht vor allem zuerst einmal einen hübschen Namen. Wenn ihr mich erfreuen wollt, dann nennt es bei diesem Namen.«

Der Mutter gefiel er, und als die Erfrischungen gereicht wurden, dämpfte sie den Lärm:

»Seid nicht so laut, Aloma schläft.«

Das Geräusch des Gartentors erschreckte sie: sie war ohne Wissen des Jungen hinausgegangen und hatte Angst, er könnte sie gehört haben. Aber das Haus lag ruhig da, und nachdem sie eine Weile gelauscht hatte, ging sie die Straße hinunter.

Die Luft war angenehm zu dieser Stunde. In einem Garten wurde Feuer gemacht, und man hörte das Knistern der Zweige. Oben auf einer uralten Mauer wuchs ein Moospolster, und mitten auf der Straße, in einer Wasserlache, war ein Stück Himmel mit einer weißen Wolke zu sehen. Etwas weiter, bei dem neuen Haus, bewegten sich kaum die Zweige der Trauerweide. Es war ein Nachmittag im begin-

nenden Frühling, mit pfeifenden Schwalben am Himmel. Die Luft wehte ein wenig Rauch heran, und Aloma blieb fast stehen: »Das ist der Geruch, den mein Bruder am liebsten mochte.« Er hatte sich mit achtzehn Jahren umgebracht; Daniel hieß er. Er hatte ihr einen Zettel hinterlassen, auf dem stand: »Alles ist traurig, und ich mag nicht mehr leben, Aloma. Herzlich umarmt Dich –« Die Buchstaben waren hoch und breit, Buchstaben eines stolzen Menschen. Sie empfand, obwohl es schon so lange her war, immer noch ein wenig Angst. Sie sah ihn bleich wie Wachs daliegen und dachte, daß er ihr nie mehr mit seiner von Zärtlichkeit überströmenden Stimme von den Dingen erzählen würde, die er gern tat. Eines Tages verbrannte Joan, ihr großer Bruder, die Bücher und Schriften, die Daniel zurückgelassen hatte. Er hatte alles, Stück um Stück, zerrissen, draußen regnete es, und dann und wann preßte der Wind den Regen gegen die Scheiben. Die Blätter wurden zu Asche, und Aloma weinte die ganze Nacht. Joan behauptete, Daniel habe sich umgebracht, weil ihn die Bücher verrückt gemacht hätten. Das Leben war etwas Grauenhaftes. In ihre Bettücher gekuschelt, dachte sie oft an ihren toten Bruder. Wenn das Haus ruhte. Aber die Erinnerungen wurden immer schwächer: zuerst die Farbe der Augen und seine Art zu lächeln, darauf der Klang seiner Stimme. Und je mehr sie ihn verlor, desto mehr wurde sie sich der Leere bewußt, die neben ihr entstanden war. Sie sehnte sich nach jenem lebensvollen Jungen, der seine Mutlosigkeit wie eine häßliche Krankheit versteckte und der, wie sie, von einem Extrem ins andere fiel: von der ausgelassensten Freude in die finsterste Traurigkeit. Jetzt wäre er dreiundzwanzig Jahre alt, und sie würden zusammen diesen Geruch nach verbranntem Laub und eben erwachendem Frühling einatmen. Und alles wäre anders.

Ihr fiel das Telegramm ein, das sie am Vormittag bekommen hatten. Es war von ihrem Schwager, Annas Bruder, der in Amerika lebte. Er schrieb, er wolle eine Zeitlang zu ihnen kommen. Im Moment hatte sie sich sehr gefreut. Vielleicht würde er etwas Leben ins Haus bringen. Und dann hatte sie den ganzen Nachmittag nicht mehr daran gedacht.

In einem Fenster saß eine schwarze Katze. Die andere war weiß. Als sie sie zum ersten Mal gesehen hatte, an jenem Tag, als sie mit dem Stiel des Rechens gelbe Blätter von einem Ast herschlug, hatte sie schon jenes Schmutziggeweiß eines herrenlosen Tieres. Sie war von der Mauer gesprungen, und als sie sich umdrehte, um sie anzuschauen, wich die Katze erschrocken zurück. Aber sie gewöhnte sich daran, in den Garten zu kommen. Sie lag still ausgestreckt in einer Ecke auf einem Laubhaufen, doch beim leisesten Tritt öffnete sie die Augen – grüne Augen mit dunklen, von einem schwarzen Strich geteilten Pupillen. Bald war ihr Bauch dick und rund geworden. Sie bewegte sich langsam und miaute so leise, daß man es kaum hörte. Manchmal blieb sie stehen, die eine Vorderpfote angezogen, als wüßte sie nicht, wohin.

»Ich will keine Katzen im Haus; die schleppen nur Krankheiten ein«, sagte Anna, als sie merkte, daß Aloma Mitleid bekam.

Sie ermahnten das Kind, sie nicht anzufassen, und ließen es weder das kleinste bißchen Essen noch ein Krümchen Brot in den Garten bringen. Doch das Kind beobachtete die Katze vom Fenster aus und wäre am liebsten zu ihr hingegangen. »Ich hab' sie gern«, sagte es manchmal, »sie hat so ein trauriges Gesicht.«

Trotz dieser heimlichen Feindschaft kam die Katze weiter in

den Garten. Sah sie jemanden, so lief sie fort; wenn der Garten verlassen dalag, kehrte sie in ihre Ecke bei den Leinblumen zurück. Sie bekam ihre Kätzchen, und niemand wußte, wo sie sie versteckt hatte. Jeden Tag kam sie für ein oder zwei Stunden her, jedesmal ein bißchen schmutziger und ein bißchen magerer.

»Die schläft wohl in einem Kohlenkeller.«

Über ein Jahr verging. Die Katze zeigte immer jenen schicksalergebenen Ausdruck und hatte einen Wurf nach dem andern. Eines Tages fanden sie Kätzchen hinter einem Brett neben dem Hühnerstall.

»Paß auf, daß sie der Junge nicht bemerkt. Vielleicht sind sie krank.«

Ihr Schwanz wurde kahl, sie bekam Schorf an den Ohren. Doch die Kätzchen erwarteten sie ungeduldig und hängten ihre Mäulchen an die ausgesaugten kleinen Brustwarzen.

Es verging einige Zeit, ohne daß sie sie zu Gesicht bekamen, und sie dachten, jemand habe sie bei sich aufgenommen. Bis sie dann eines Tages bemerkten, daß sie, halb schlafend, oben auf der Mauer hinten im Garten lag. Aloma stieg auf die Bank und näherte sich ihr. Sie sah ihre blutunterlaufenen Augen. Die Katze miaute ganz leise und kletterte, so gut es ging, am Efeu herunter. Ihr eines Bein war gebrochen. Als Aloma sich bückte, um die Verletzung zu untersuchen, wick sie plötzlich mit einem wütenden Fauchen zurück.

»Ist sie noch nicht tot?« fragte Joan jeden Morgen, wenn er die Fensterläden aufmachte.

Sie verließ den Garten fast nicht mehr. Wieder wurde sie dick. Ihr Körper war von Krankheiten übersät, und wo sie lag, blieben büschelweise Haare zurück.

Die andere sprang an einem windig kalten Nachmittag in den Garten. Es war ein schwarzweißes, prächtiges Tier, mit

kräftigem Nacken und glänzendem Fell. Langsam näherte es sich der Katze, und Aloma, die ihnen vom Fenster aus zuschaute, sah, wie sich die Kätzin zurückzog. Sie versuchte, auf den Orangenbaum zu klettern, aber sie hatte keine Kraft mehr und fing an, sich von Krämpfen geschüttelt zu erbrechen. Der Kater ließ nicht von ihr ab. Es war eine hartnäckige Verfolgung, und das Miauen vermischte sich mit dem heulenden Wind. Bald war es stockfinster und Aloma schloß das Fenster. Ihr war übel geworden.

Am nächsten Tag fanden sie die Katze auf der Straße liegen, steif und starr. Der Nachtwächter hatte sie mit einem KnüppelhieB zwischen die Ohren totgeschlagen, während sie ihre Jungen gebar.

Als sie die erste Querstraße erreicht hatte, schlug sie eine langsamere Gangart an. Im Westen hing eine Wolke mit orangefarbenen Rändern. Sie sah aus wie ein schlafender Walfisch, dessen Schwanz sich allmählich auflöste. Aloma stolperte und bemerkte, daß am Bürgersteig eine Staude wuchs, die so grün war wie der Stein des Rings, den sie vor wenigen Tagen in einem Schaufenster gesehen hatte. Sie war ganz geblendet gewesen. ›Wenn ihn mir jemand geschenkt hätte, läge er vielleicht schon in meiner Kramschublade; ich weiß nicht, woran es liegt, daß mich alles langweilt.‹

Sie ging die Straße hinunter und atmete die Luft ein, die nach der feuchten Erde aus den kleinen Gärten von Sant Gervasi duftete. Es war fast sechs Uhr, und wenn sie die Geschäfte noch geöffnet finden wollte, mußte sie sich beeilen. Sie freute sich sehr darauf, die Vorhänge zu kaufen, aber sie hatte sich immer geniert, einen Laden zu betreten, wo man sie nicht kannte. Warum hatte Anna sie nicht für sie gekauft? Anna wollte nie ausgehen: alles beunruhigte und

verwirrte sie. Sie konnte sehr lästig sein, und an manchen Tagen war sie nicht zu ertragen. Was ihr Bruder wohl an ihr gefunden hatte?

Sie kam zur Haltestelle und ging vorbei. Sie würde den Zug von Gràcia nehmen; so könnte sie noch länger die milde Nachmittagsluft atmen.

Auf dem Platz standen ein Karussell und zwei Schießbuden; in der Mitte wurden Krapfen verkauft. Drei oder vier rotznasige Kinder betrachteten die Pferde und Schweinchen, die sich im Kreise drehten. Hinter einem Boot standen da zwei Elefanten mit goldlackierten Fußnägeln. Die Pferde, durch die eine Messingstange ging, bewegten sich auf und nieder, und pausenlos tönte die Musik.

Sie durfte sich nicht länger aufhalten. Sie stieg die Treppen hinunter und kaufte die Fahrkarte. Wie gewöhnlich setzte sie sich auf eine Bank und begann die Säulen zu zählen. Es waren ... Plötzlich merkte sie, daß sie sich im Bahnsteig geirrt hatte und statt zur Plaça de Catalunya schließlich zu den Planes gefahren wäre. Das war ihr schon öfter passiert: sie war viel zu zerstreut und gab nie richtig acht. Sie ging wieder nach oben und auf der anderen Treppe hinunter, gerade als ihr Zug einfuhr. Sie wählte einen Platz, in dessen Nähe niemand saß. Eine nach der andern zogen die Reklamen vorbei: Kakao Boldor, Magenta-Parfüms, Lady X ... Sie kannte sie auswendig: zuerst die kleinste, mit einer dampfenden weißen Tasse, die mit den Gardenien, die mit der Sirene ... Ab und zu zog ein rotes Licht vorbei. Sie sah ihre Hand im Spiegel der Fensterscheibe, zwischen den Fingern die Fahrkarte. Bei Provença stieg keiner zu und keiner aus. Schnaubend schlossen sich die Türen, und das Schaukeln des Zuges lullte sie ein. Ihr war, als würde er nie mehr anhalten. Gern wäre sie durch dunkles, kahles Land gefah-

ren, mit einem Fluß mitten drin und ein wenig Mond am Himmel, ohne zu wissen, was sie am Ende vorfinden würde. Plötzlich nahm der Zug eine Kurve und hielt an. Sie ging zu Fuß die Treppe hoch. Die Rolltreppe mochte sie nicht; wenn die Stufen flach wurden, hatte sie immer Angst, mit den Absätzen hängen zu bleiben. Ein Junge rief ihr auf spanisch ein Kompliment zu. ›Wenn ich einmal heirate, dann nur jemanden, der meine Sprache spricht; aber mit meinen übereinandergewachsenen Vorderzähnen und diesen kleinen Händen wird mich niemand haben wollen.‹ Am Zeitungskiosk hingen vergilbte Zeitschriften aus, die schon sehr lang dort hängen mochten. Mitten im Gang tropfte Wasser von der Decke, und auf dem Boden lag Sägemehl ausgestreut.

Sie ging die Rambla hinunter. Die Stände waren voller Blumen. Beim ersten standen Eimer mit roten Nelken, Zweigen von weißem Ginster, den letzten Veilchen. Und viele Rosen; schöner als die in ihrem Garten. St. Georg rückte näher. Es schmerzte sie, daß sie keine kaufen konnte. Sie mußten sehr sparen, und es gelang ihnen nie, das zu bekommen, was sie am nötigsten brauchten. Sie erblickte eine weißhaarige Dame mit ausgemergeltem Gesicht in einem sehr langen Auto. Warum durfte der ganze Luxus da nicht für ein junges Mädchen sein? Was sie eben gedacht hatte, bedrückte sie. Schließlich war es nur recht, wenn die Alten ihre Annehmlichkeiten hatten. Und immer im Auto zu fahren war wohl auch nicht besonders lustig. Die Armen betrachteten einen sicher voller Neid. Natürlich nicht alle, denn es gab ja auch solche, die dachten, daß die Welt so sei. Wie jener Maurer, der ihnen im Winter die undichten Stellen zugemacht hatte: vier Kinder, vier Jahre lang wenig Arbeit, die Frau tot. Drei hatte er ins Heim bringen müssen.

Und ein Kind von dreizehn Jahren als Dienstmädchen fortgeben. Er erzählte das, ohne zu klagen, als wäre es die natürlichste Sache der Welt.

Sie hatte den Eindruck, daß ihr jemand nachlief. ›Und dabei bin ich schlecht angezogen, und ein Absatz ist schief . . . ‹ Sie mochte es, wenn ihr jemand nachlief und auf der Straße etwas zu ihr sagte. Das würde sie Anna erzählen. ›Ein eleganter junger Mann ist mir nachgelaufen . . . ‹ Sie guckte aus den Augenwinkeln hin und sah einen Mann um die Fünfzig, mit Schnurrbart und olivfarbener Haut. Er trug einen breitkrepmpigen Hut und um den Hals ein Seidentuch. Sie begann schnell zu laufen. Bei der Porta Ferrissa betrat sie den Laden und ließ ihn stehen.

Sie konnte sich lange nicht entscheiden, weil ihr alle Stoffe gefielen. Schließlich wählte sie einen ganz durchsichtigen mit weißen und blauen Streifen. Vom Geld, das sie mitgenommen hatte, waren noch vier Peseten übrig. ›Ich werde mir ein Buch kaufen‹, dachte sie, ›einen Abenteuerroman, ohne Liebespaare.‹ Beim Nachhausekommen mußte sie ihn verstecken. Zu Anna würde sie sagen: ›Weißt du, sie waren genau so teuer, wie wir gesagt haben; nicht einen Cèntim mehr und keinen weniger.‹ Sie würde sich das Buch im Mantel unter den Arm klemmen und mußte nur aufpassen, daß es nicht zu Boden fiel. Nachher würde sie es oben auf dem Schrank verstecken.

Sie ging fröhlich ihres Wegs, denn sie hatte bemerkt, daß die Bäume schon neue Knospen trugen. Als sie zur Plaça de Catalunya kam, sah sie, daß sich alle Leute umwandten. Die Rambla hatte sich sehr belebt, lautes Geschrei war zu hören, und zuhinterst, über der Menge, konnte man ein paar Fahnen sehen. Ein Junge kam vorbei und erzählte jedermann, daß im Carrer de la Canuda berittene Polizei stünde. Eine

Woge von Menschen schob sie fort, und eine Zeitlang sah sie nichts. Auf einmal befand sie sich neben einer zerzausten Frau, die weinte, weil man ihr den Ärmel abgerissen hatte. Sie wollte ihr etwas sagen, um sie zu trösten, doch da bekam sie einen Stoß und fiel auf die Knie. Als sie wieder aufstehen konnte, war die Frau nicht mehr zu sehen, und fast alle waren geflohen. Man hörte einige Schüsse.

Ohne zu wissen, wie ihr geschah, fand sie sich in der Unterführung vor dem Zeitungskiosk. Auf dem Boden, den Rücken an die Wand gelehnt, saß ein Mann mit blutverschmierter Wange. Ein Herr und eine Dame halfen ihm beim Aufstehn und fragten ihn, ob sie ihn zu einer Apotheke bringen sollten. Die Frau gab ihm ein Taschentuch.

»Was ist passiert?«

Die Leute, die aus den Zügen stiegen, wagten sich nicht nach draußen.

»Nichts; eine Demonstration.«

Als der Schrecken vorbei war, ging Aloma zum Kiosk und begann, ein Buch auszusuchen. Die Auswahl war groß, aber die Titel gefielen ihr nicht. Bei den Büchern mit allzu grellem Einband empfand sie Widerwillen. Sie nahm ein orangefarbenes.

»Wieviel kostet das?«

»Schauen Sie hinten nach; an der Seite. Fünf Peseten.«

»Und das hier?«

Sie sah gleich, daß es nicht ganz vier Peseten kostete. *Eine Art Liebe*. Sie würde es gut verstecken müssen. »Es wird mir sicher nicht gefallen, aber ich kann ja nicht eine Stunde lang herumsuchen.« Sie schämte sich, darin zu blättern. Zuletzt dachte sie: »Es steht mir ja nicht im Gesicht geschrieben, daß ich noch ein Mädchen bin; ich könnte verheiratet sein, und dann könnte ich schließlich alle Bücher lesen, die ich

wollte. Sie wollte schon lange einmal ein Buch kaufen, das anders war als die, die ihr Bruder ihr zu lesen gab.

»Ich nehme das hier.« Sie legte die vier Peseten auf die Theke.

»Geben Sie mir für den Rest Geschichten für ein Kind.«

Die Verkäuferin würde denken, sie habe ein Kind, und würde sich nicht wundern, daß sie dieses Buch kaufte.

Die Leute, die sich in die Unterführung geflüchtet hatten, verloren allmählich ihre Angst und begannen hinauszugehen. Aloma ging auf den Bahnsteig hinunter und stieg in ihren Zug.

Sie dachte an alles, was ihr begegnet war. Sie näherte ihr Gesicht der Fensterscheibe und betrachtete sich darin. Ihre Hände zitterten ein wenig. Es war das erste Mal, daß sie etwas heimlich machte, und es tat ihr leid, wenn sie dachte, daß sie das Buch nicht im Garten, auf der Bank unter den Zweigen des Maulbeerbaums, lesen könnte. Wozu brauchten sie den Maulbeerbaum, wo sie doch keine Raupen mehr hatten? Wenn die Maulbeeren schwarz waren, fielen sie zu Boden und verschmierten alles. Besser wäre es, man hätte einen Baum mit richtigen Früchten. Einen Kirschbaum voller Kirschen, damit man die Kerne in den Springbrunnen spucken könnte, zur Nympe, die in der Mitte des Brunnens stand. Die Seidenraupen waren weich und farblos, wie Anna; sie verstand nicht, wie ihr Bruder sich in sie hatte verlieben können. Wenn sie sie berührte, zogen sie sich zusammen, und schon beim Gedanken daran wurde ihr fast schlecht. Es gab vieles, was sie abstieß. Doch insgesamt war sie wohl wie alle andern. Einmal hatte ihr Coral gesagt, daß sie sich vor Babys in Windeln ekle, weil es Schmutzbündel seien. Ein Bündel ... Ihr Herz krampfte sich zusammen. Wo war das Paket mit den Vorhängen? Das Buch und das Portemonnaie hatte sie auf dem Schoß, und auf dem Neben-

sitz lag nichts. Sie dachte an alles, was sie seit dem Verlassen des Ladens gemacht hatte. Auf der Straße hatte sie sie nicht verloren, denn sie erinnerte sich, daß sie das Paket gegen die Brust gedrückt hielt, während sie rannte . . . Da war ihr, als sähe sie es auf dem Zeitungsstapel. Sie hatte es dort hingelegt, damit sie das Buch aussuchen konnte. Wenn sie es wiederhaben wollte, blieb ihr nichts anderes übrig als umzukehren.

An der Haltestelle Gràcia stieg sie aus. Bevor sie an den Schalter ging, schaute sie nach, ob sie genügend Geld für die Fahrkarte hatte. Es reichte genau. Aber für die Rückfahrt blieb nichts übrig. »Bin ich ein Esel . . . hätte ich das Buch nicht gekauft, dann hätte ich jetzt keinen Ärger.« Es war bereits viertel vor acht. Vor Wut hätte sie heulen können. Sie verlangte die Fahrkarte, ging wieder auf den Bahnsteig und nahm den ersten Zug, der hielt. Wenn sie es gewagt hätte, hätte sie vor allen andern das Buch zerrissen. Zwei Plätze weiter vorn saß eine Frau mit einem großen Hut, in dessen Krempe ein Brillantmodeschmuck steckte. Sie spürte wohl, daß sie angeschaut wurde, denn sie wandte den Kopf, so daß sie leicht im Profil erschien. Der Zug fuhr und die Wagen schaukelten. Dasselbe noch einmal. Sie gab ihre Fahrkarte ab. An diesem Nachmittag wäre sie besser schön zu Hause geblieben. Jetzt würde sie im Garten sitzen und die Sterne betrachten: »falls überhaupt welche am Himmel waren«. Als sie aufgehört hatte, mit der schreienden Menge zu laufen, hatte sie gesehen, daß der Himmel stark bewölkt war. Sie trat an den Kiosk.

»Haben Sie vielleicht ein Paket gefunden?«

Die Frau, die ihr das Buch verkauft hatte, sah sie ein Weilchen an und fragte den Mann, der auf der anderen Seite bediente: »Hast du vielleicht ein Paket gefunden?«

Der Mann verneinte, und die Frau fuhr fort, Zeitungen zusammenzulegen. Plötzlich schaute sie Aloma an und sagte, sie könne sich nicht an sie erinnern. Das eine Auge halb geschlossen, betrachtete sie sie mißtrauisch und stand wie ein Klotz hinter der Theke. Aloma hätte ihr am liebsten die Zeitungen auf den Boden geworfen. Die Frau fragte sie, wie das Paket aussehe, sie habe nämlich drei, es sei kaum zu glauben, wie zerstreut die Leute seien. Aloma erklärte ihr, das Paket sei rot, nicht besonders groß.

»Ist es das hier?«

Aloma sagte ja und stieg, ohne sich zu bedanken, rasch die Treppe hinauf.

Draußen herrschte ein Kommen und Gehen, als ob nichts geschehen wäre. Die Leuchtreklamen hatten sich eingeschaltet, und die Wolken darüber sahen schwärzer aus. Der Himmel war verhangen, und das Atmen fiel schwer. Sie ging den Carrer de Pelai entlang, auf der häßlichen Seite. Plaça de la Universitat, Muntaner . . . Bevor sie die Diagonal erreichte, begannen Tropfen zu fallen; vereinzelt Tropfen, die auf der Erde große, runde Flecken machten. Bald wurde der Regen stärker. Aloma beschleunigte den Schritt. Sie war sehr nervös, dabei dachte sie, daß sie eher zufrieden sein sollte. ›Schließlich habe ich ja nichts verloren.‹ Sobald sie zu Hause wäre, würde sie andere Kleider anziehen. Sie würde früh zu Bett gehn. Das Kind würde sie eine Schwindlerin nennen, denn am Nachmittag, als sie bereits im Begriff war zu gehen, hatte sie ihm versprochen, das Haus nicht zu verlassen. Das hätte noch gefehlt, daß sie es mitgenommen hätte. Zum Glück war sie allein. Ihr Rücken und ihre Arme waren ganz naß und ihre Schuhe voller Wasser. Aber der Regen war schön und tat nicht weh. Wenn es Knüppelschläge wären . . .